

Studieren in Freiburg und Maastricht

Zum Wintersemester 2014/15 richten das University College Freiburg (UCF) der Albert-Ludwigs-Universität und das University College Maastricht (UCM) der Universität Maastricht/Niederlande ein Doppelabschlussprogramm im Bachelorstudiengang Liberal Arts and Sciences (LAS) ein. Jedes College stellt in dem Programm jährlich bis zu fünf Plätze bereit. Die ausgewählten Teilnehmerinnen und Teilnehmer verbringen jeweils das fünfte und sechste Semester des Studiengangs an der Partneruniversität. Die Freiburger Studierenden erhalten dafür ein Vollstipendium des Deutschen Akademischen Austauschdiensts (DAAD) in Höhe von 785 Euro monatlich. Zusätzlich stellt der DAAD Mittel für Kurzzeitgastdozenturen von Maastrichter Dozierenden am UCF zur Verfügung. Es ist das erste Angebot der Universität Freiburg, das der DAAD im Rahmen der Ausschreibung „Integrierte internationale Studiengänge mit Doppelabschluss“ fördert.

www.ucf.uni-freiburg.de/las

Umfrage zum „Tag der Vielfalt“

Am 3. November 2014 findet der dritte universitätsweite „Tag der Vielfalt“ statt – diesmal zum Thema „Sexuelle Identität/sexuelle Orientierung“. Die Stabsstelle Gender and Diversity startet zur inhaltlichen Vorbereitung eine Umfrage: Alle Angehörigen der Universität können dem Organisationsteam mithilfe eines Online-Formulars von ihren Erfahrungen berichten. Gibt es an der Universität Freiburg Erfahrungen mit Diskriminierung im Zusammenhang mit der sexuellen Identität oder der sexuellen Orientierung? Was sollte sich verbessern, damit die Universität der Vielfalt sexueller Identitäten noch mehr gerecht wird? Welche positiven Beispiele gibt es? Alle Einsendungen werden vertraulich behandelt, persönliche Angaben sind freiwillig und werden vor der weiteren Nutzung anonymisiert. Die Umfrage läuft bis Oktober 2014.

www.diversity.uni-freiburg.de/TagderVielfalt/ihr-input-zaehlt



Antworten auswerten: Ute Schulze und Valentin Klotzbücher haben für ihre Studie 130 aktuelle und 138 ehemalige Doktoranden befragt. FOTO: PATRICK SEEGER

Junge Forscher statt alte Studenten

Ute Schulze und Valentin Klotzbücher haben untersucht, ob Graduiertenschulen halten, was sie versprechen

von Claudia Fübler

Die Ausbildung von Doktorandinnen und Doktoranden wandelt sich: Seit einigen Jahren entstehen in Deutschland immer mehr Graduiertenschulen nach US-amerikanischem Vorbild. Ziel ist es, den Nachwuchs frühzeitig in die Wissenschaftscommunity zu integrieren und den jungen Forscherinnen und Forschern Fertigkeiten zu vermitteln, die nicht nur für die Dissertation, sondern auch danach wichtig und hilfreich sind. Seit 2008 gibt es an der Universität Freiburg die Hermann Paul School of Linguistics (HPSL), die den Doktoranden der Linguistik eine strukturierte Ausbildung bietet. „Die Anforderungen des Arbeitsmarktes haben sich verändert, dem wollten wir mit

unserer Graduiertenschule Rechnung tragen“, sagt Prof. Dr. Stefan Pfänder. Er war von 2008 bis 2013 Sprecher der Schule und hat am Romanischen Seminar eine Professur für Romanische Sprachwissenschaft inne. Wer eine Doktorarbeit schreibt, befindet sich in einer Übergangsphase: Sie sei der letzte Teil der Ausbildung und gleichzeitig der Anfang der eigenständigen Arbeit und Forschung. „Hier sind jetzt stärker junge Forscher statt ‚alte‘ Studierende gefragt. Am besten bringt man in den ersten Postdoc-Job schon so etwas wie Berufserfahrung mit.“ Auch die Interdisziplinarität werde immer wichtiger – nicht nur über Sprachgrenzen hinweg: Statt einer Beschränkung auf die reine Linguistik sei heute die Öffnung zur Kognitionswissenschaft und zur Psychologie gefragt. Die Graduiertenschule will ein offenes Forum sein, in dem die

Doktoranden sich selbst organisieren und die eigene Ausbildung mitgestalten.

Mühevoller Kleinarbeit

So weit die Theorie. Aber überzeugt das Modell in der Praxis? Das wollten Ute Schulze und Valentin Klotzbücher herausfinden. Beide sind an der Professur für Empirische Wirtschaftsforschung und Ökonometrie, die Bernd Fitzenberger innehat – Schulze als Doktorandin, Klotzbücher als wissenschaftliche Hilfskraft. In einem gemeinsam mit dem Romanischen Seminar organisierten Projekt haben sie mit einer Online-Umfrage Daten von 130 Mitgliedern der HPSL für eine empirische Analyse erhoben. Schwieriger war es, die Vergleichsgruppe zu ermitteln: „Wir haben in mühevoller Kleinarbeit aus alten Ordnern die Daten von ehemali-

gen Absolventinnen und Absolventen herausgesucht und sie via Internet ausfindig gemacht“, erzählt Klotzbücher. 138 ehemalige Linguistik-Doktoranden, die ihre Dissertation zwischen 1950 und 2007 an der Universität Freiburg vorlegten, haben den Fragebogen ausgefüllt. Die Ergebnisse zeigen: Das eng betreute, strukturierte Promovieren an der Graduiertenschule gewinnt im Vergleich mit dem traditionellen Promovieren, das weniger verpflichtende Kurse hat. Bei diesem Vergleich müsse man allerdings beachten, dass sich die Promotionsbedingungen derzeit allgemein verbesserten, sodass auch gegenwärtige Individualpromovierende vermutlich besser abschneiden würden als früher.

Eng und verbindlich, aber offen

„Die Doktoranden bewerten das Angebot an der HPSL sehr positiv“, sagt Schulze. Eine gewisse Freiheit beim Forschen sei immer wichtig, doch die durch die Graduiertenschule gebotene Unterstützung werde offenbar gerne angenommen. Knapp 80 Prozent der Befragten geben an, dass sie die methodologischen Kurse besonders nützlich finden, mehr als 70 Prozent bewerten Vorlesungen, Präsentationen und Workshops als wichtige Hilfe. Wie sehr die Nachwuchswissenschaftler den Austausch untereinander sowie mit den Professorinnen und Professoren schätzen, zeigt sich darin, dass fast drei Viertel der Promovenden mehrmals im Semester Veranstaltungen der HPSL besuchen. Die Bündelung der Ressourcen in einem Doktorandenprogramm hat auch zur Folge, dass 61 Prozent der Promovenden mindestens einmal im Monat mit ihrer Erstbetreuerin oder ihrem Erstbetreuer über den Fortgang der Arbeit sprechen können. Vor Gründung der HPSL waren es gerade mal 43 Prozent. „Dass alles enger, verbindlicher geworden ist und trotzdem ein offenes Angebot bleibt, ist der große Vorteil der Graduiertenschule“, sagt Klotzbücher, der selbst eine Promotion in Erwägung zieht. Die Ergebnisse der Befragung haben ihn überzeugt: „Ich werde mich wahrscheinlich auch für ein PhD-Programm entscheiden.“

uni'kat

Das Zentrum für Populäre Kultur und Musik der Universität Freiburg beherbergt unzählige Schätze – von Schellackplatten und Pop-Singles über Liederbücher und Schlagerhefte bis hin zu Musicalpostern. In einer Serie stellt Dr. Dr. Michael Fischer, Leiter des Zentrums, besondere Exemplare aus den Sammlungen vor.

Musikreliquie unter Glas



Fast wie ein Reliquienkästchen sieht das Exponat aus: Auf einem kleinen Sockel, unter Glas gut geschützt, befindet sich ein vergoldeter Gegenstand. Es handelt sich um eine Goldene Kassette, eine Auszeichnung für den künstlerischen und kommerziellen Erfolg des Musikers Klaus Wunderlich.

Der 1931 in Chemnitz geborene, 1997 verstorbene Wunderlich war ein Orgelkünstler. Allerdings bediente er nicht die Kirchenorgel, sondern feierte mit der elektronischen Orgel und mit populärer Musik Erfolge. Zunächst spielte er auf einer Hammondorgel, später arbeitete er mit einem Moog-Synthesizer und WERSI-Instrumenten. Wunderlichs Repertoire war breit gefächert: Unter seinen Einspielungen finden sich Rock 'n' Roll-Titel, Filmmusik und der Beatles-Song „Yellow Submarine“ ebenso wie die Amboss-Polka. Insgesamt veröffentlichte er mehr als 130 Alben und verkaufte weltweit mehr als 20 Millionen Platten, was ihm 13 Goldene Schallplatten – und eine Goldene Musikkassette – einbrachte.

Die Goldene Kassette, die sich seit 2013 im Zentrum für Populäre Kultur und Musik der Universität Freiburg befindet, erzählt allerdings noch eine andere Geschichte: nämlich die des Aufstiegs und Niedergangs eines Me-

diums. Von den 1970er bis zu den 1990er Jahren zählte die Musikkassette zu den beliebtesten Audiomedien, auch wenn sie heute fast vergessen scheint. Beliebt war sie, weil sie klein und praktisch war; zudem waren die Abspielgeräte vergleichsweise billig, und mit dem Walkman konnte man sogar mobil Musik hören. Noch wichtiger war allerdings, dass man mit einer Kassette selbst Musik aufnehmen konnte – für die Musikindustrie damals ein ähnlich schwerwiegendes Problem wie in der Gegenwart (illegale) Tauschbörsen oder Musikdownloads.

Die Goldene Kassette, mit der Wunderlich geehrt wurde, belegt aus kulturwissenschaftlicher Perspektive auch, wie sich künstlerischer und kommerzieller Erfolg materialisiert. Die Kassette ist nicht zufällig golden, das schützende Glas und der hölzerne Sockel unterstreichen das Außergewöhnliche und Bedeutende dieser Auszeichnung. In gewisser Weise ist die Assoziation „Reliquie“ also gar nicht so weit hergeholt: Die Goldene Kassette zeugt dauerhaft vom Ruhm des Künstlers, auch wenn sein Glanz mittlerweile etwas verblasst ist.

www.zpk.uni-freiburg.de

FOTO: THOMAS KUNZ